

offenbart ein ungewöhnliches Maß natürlicher Unterscheidungsgabe und vom Heiligen Geist geleiteter religiöser Gesinnung (Brief 4, 36, 37, 39, 43, 54, 56, 202 usw.).

Sailer war aller „Ultra“gesinnung von links oder rechts (Brief 490) abgeneigt. In der Mitte der Frömmigkeit wollte er stehen und alle seine Kräfte für die Vertiefung und Erneuerung des Glaubenslebens einsetzen, als Ausbilder von Priestern, später als Leiter einer Diözese, als Seelenfreund und Seelenführer. So wurde er eine der stärksten Kräfte seines katholischen Heimatlandes, zu dessen Gunsten er alle Rufe an auswärtige Universitäten und auf den Erzstuhl von Köln ausschlug. Als Lehrer der Pastoral- und der Seelenkunde hat er auch dem heutigen Menschen viel zu sagen. Die Innigkeit seiner Frömmigkeit wird noch in der Gegenwart den Leser seiner Briefe und Schriften ansprechen.

Seine Grenzen sind jedoch nicht zu übersehen. Er hat zur Überwindung eines flachen Rationalismus beigetragen. Daß er in Nebenfragen, wie zum Beispiel in seinen Anschauungen vom Recht des Staates in geistlichen Dingen, irrte, fällt nicht ins Gewicht. Aber schon zu Ende seines Lebens erwies sich seine Art als zu wenig kraftvoll. Darum ging die folgende Generation der Katholiken, zum Teil seine Schüler, über ihn hinweg, vielleicht zu Unrecht. Aber recht hatten sie darin, in ihm nicht schlechthin ein Vorbild zu sehen. Wir Deutschen dürfen indes nicht vergessen, was wir dem „milden“ Sailer verdanken. Ob jedoch eine „Sailerrenaissance“ wirklich erneuernde Kraft haben wird, ist eine Frage.

Krieg, Wehrwille und Kriegsdienstverweigerung

Von MAX PRIBILLA S. J.

In einer Zeit, da die ganze Welt von der Frage nach der Verhütung des dritten Weltkrieges bedrängt wird, nimmt man nur mit gelindem Schauer ein dickes Buch von 1165 Seiten zur Hand, das in großen Lettern die Überschrift „Vom Kriege“ trägt und ausschließlich Anweisungen zur richtigen Führung des Krieges enthält. Aber zur Beruhigung sei gleich beigelegt, daß es sich hier nicht um einen tückischen Anschlag gegen den Weltfrieden handelt, sondern um die wissenschaftliche Gesamtausgabe eines schon längst berühmten Werkes über den Krieg, das zuerst 1832/34 als (unvollendetes) Werk des preußischen Generals Carl von Clausewitz (1780—1831) erschienen ist. Der Dozent an der Universität Münster/Westf., *Dr. Werner Hahlweg*, hat sich der mühsamen Aufgabe unterzogen, den Urtext dieses Werkes genau wiederherzustellen und mit einer historisch-kritischen Würdigung zu versehen.¹ Das Ergebnis seines erstaunlichen Spürsinn und Bienenfleißes

¹ Vom Kriege. Hinterlassenes Werk des Generals Carl von Clausewitz. 16. Auflage von *Dr. Werner Hahlweg*. Bonn 1952, Ferd. Dümmler. Drei Teile in einem Band mit Titelbild und 5 Tafeln. Gln. DM 29,60.

ist — das kann man ohne Übertreibung sagen — die klassische Ausgabe eines klassischen Werkes, dem der Verlag, der auch die erste Auflage herausbrachte, eine prächtige Ausstattung gegeben hat. In der eingehenden, sehr sorgfältigen Einleitung (1—70) führt der Herausgeber in trefflicher Weise in die Grundgedanken und die Geschichte des Werkes ein; sodann begleitet er den Text mit einer Fülle von Erläuterungen, Literaturhinweisen und Nutzenwendungen bis in die jüngste Zeit, so daß dem Leser immer wieder die Beziehungen zur unmittelbaren Gegenwart lebendig werden.

Clausewitz hat in seinem, auch durch markige Sprache ausgezeichneten Werk die Erkenntnisse und Erfahrungen gesammelt, die ihm in langen Dienstjahren und im angestregten Nachdenken über die Natur und die Erscheinungsformen des Krieges gekommen sind. Ein offener, auf das Ganze des Krieges gerichteter Blick und ein durchdringender, logisch geschulter Verstand verbinden sich in ihm, um die Wirklichkeit des Krieges wahrheitsgemäß nach allen Seiten zu erfassen, indem er jeweils die Theorie an der Praxis, zumal an den Napoleonischen Kriegen, nachprüft und die Praxis in das Licht allgemeiner Grundsätze rückt. Das ist ihm in einem solchen Maße gelungen, daß der hervorragende deutsche Generalstabschef Graf Schlieffen († 1913) ihm das Zeugnis ausstellte: „In der Lehre des Generals v. Clausewitz ist das Höchste niedergelegt, was jemals über den Krieg gesagt worden ist“ (1135). Bei alledem ist Clausewitz nichts weniger als ein „sturer Militarist“. Was er über den kriegerischen Genius (129—150), Theorie und Praxis (177—198), Kritik (210—232) und die Bedeutung der moralischen Kräfte (254—270) sagt, bekundet Weite des Geistes und verdient auch heute noch über die militärischen Kreise hinaus gelesen und beherzigt zu werden.

Im Hinblick auf die neueste Geschichte ist besonders bemerkenswert, daß Clausewitz als beherrschenden Grundsatz den Primat der Politik über den Krieg aufstellt (20—33. 888—896. 1119—1121) und zum Feldherrn „eine große Einsicht in die höheren Staatsverhältnisse“ (148) fordert. Wie richtig dieser Grundsatz ist und wie bitter seine Vernachlässigung sich gerade im zweiten Weltkrieg gerächt hat, zeigt der zerrissene Zustand der heutigen Welt. Er erklärt sich in entscheidender Weise daraus, daß einerseits Deutschland in unverantwortlichem, selbstzerstörerischem Starrsinn den längst verlorenen Krieg bis zum völligen Zusammenbruch fortsetzte, andererseits die Westmächte den Krieg, zumal in seiner Endphase, rein militärisch ohne Rücksicht auf die deutsche Widerstandsbewegung bis zur Vernichtung des Gegners in „bedingungsloser Kapitulation“ führten und eines klaren politischen Nachkriegszieles entbehrten (39—41. 60). Schon dieser kurze Hinweis mag als Beispiel für die Menge nützlicher Lehren dienen, die nicht nur der Soldat, sondern auch der Staatsmann dem Buch „Vom Kriege“ entnehmen kann. Ja man kann mit gutem Grund dieses Werk weniger ein militärisches Lehrbuch, als vielmehr eine Schrift zur Politik bzw. Staatskunst nennen (33. 39).

Man hat Clausewitz mit Recht als Philosophen des Krieges bezeichnet. Sein großes Werk wird für jeden aufmerksamen Leser zum unwillkürlichen Anlaß, nun seinerseits über den Krieg zu philosophieren, das heißt ernstlich darüber nachzudenken, welche Rolle dem Kriege heute nach den umstürzenden Ereignissen eines wechsellvollen Jahrhunderts zukommen soll und kann. Dabei wird sich von selbst neben dem zeitlos Gültigen auch das Zeitbedingte in dem Werk „Vom Kriege“ herausstellen; denn seit der Zeit des Generals Clausewitz hat sich die Natur des Krieges und das Urteil der Menschen über den Krieg wesentlich geändert.

In der Auffassung von Clausewitz und seiner Zeit war der Krieg eine selbstverständliche Gegebenheit, die wie ein unvermeidliches Schicksal hingenommen wurde. Danach ist der Krieg in einer Welt unaufhebbarer Gegensätze, wo der Kampf der Normalzustand ist, nichts Ungewöhnliches, sondern ein Vorgang, mit dem man immer rechnen muß. S. 164 heißt es: „Selten ist in Europa überall Frieden, und nie geht der Krieg in den anderen Weltteilen aus.“ Auch der gerade im Frieden befindliche Staat tut gut daran, sich die Erfahrungen fremder Kriegsschauplätze zunutze zu machen. Um aber die rechte Wehrbereitschaft zu erzeugen und zu erhalten, „gibt es in unseren Zeiten kaum ein anderes Mittel, den Geist des Volkes in diesem Sinne zu erziehen, als eben den Krieg, und zwar die kühne Führung desselben. Durch sie allein kann jener Weichlichkeit des Gemütes, jenem Hang nach behaglicher Empfindung entgegengewirkt werden, welche ein in steigendem Wohlstand und in erhöhter Tätigkeit des Verkehrs begriffenes Volk herunterziehen. Nur wenn Volkscharakter und Kriegsgewohnheit in beständiger Wechselwirkung sich gegenseitig tragen, darf ein Volk hoffen, einen festen Stand in der politischen Welt zu haben“ (268). Die geeinte Nation mit ihrer schimmernden und schirmenden Wehr gilt somit als unumgängliche Voraussetzung und sicherste Gewähr für Freiheit, Ehre und Wohlfahrt des Volkes. Unter den vielen Mitteln der Staatskunst nimmt der Krieg eine besonders wichtige Stellung ein; er fällt also keineswegs aus dem Rahmen der Politik heraus, sondern ist nach einem geflügelten, von Clausewitz stammenden Wort „eine bloße Fortsetzung der Politik mit anderen Mitteln“ (108. 1119/20). Der Staatsmann muß wachsam sein, um den Krieg als Mittel der Politik im richtigen Augenblick einsetzen zu können, und das Volk muß allzeit vorbereitet sein und vorbereitet werden, dem Ruf zu den Waffen zu folgen.

Auf die weitere Frage, *warum* denn ein Volk sich für seine Ehre und Freiheit einsetzen soll, gibt Clausewitz keine Antwort; sie dünkte ihm keiner Antwort bedürftig. Ihm und seiner Generation galt die im Religiösen begründete Hingabe an das Vaterland bis zur Preisgabe des Lebens als selbstverständlich und außerhalb jeder Bestreitung. Die nationale Freiheit und Ehre hatte den Rang eines so hehren, heiligen Gutes, daß für sie kein Opfer zu hoch sein konnte, wiewohl auch damals das Sterben nicht angenehm war. In Clausewitz und seinem Werk weht der heiße Atem der Freiheitskriege;

er lebte ja in der Zeit, wo die Kriegslieder der Dichter erklangen, die wehrhafte Jugend begeistert zu den Fahnen eilte und die Menschen Gold für Eisen gaben. Ihm wäre der Gedanke unfassbar gewesen, daß ein Volk oder gar sein eigenes Volk müde werden könnte, für seine Freiheit zu kämpfen. Hatte er doch nach dem Niedergang Preußens in seinem „Bekenntnis“ geschrieben: „Ich glaube und bekenne, daß ein Volk nichts höher zu achten hat als die Würde und Freiheit seines Daseins; daß es diese mit dem letzten Blutstropfen verteidigen soll; ... daß der Schandfleck einer feigen Unterwerfung nie zu verwischen ist; daß dieser Gifftropfen in dem Blute eines Volkes in die Nachkommenschaft übergeht und die Kraft später Geschlechter lähmen und untergraben wird; daß man die Ehre nur einmal verlieren kann; ... daß ein Volk unter den meisten Verhältnissen unüberwindlich ist in dem großmütigen Kampfe um seine Freiheit ... Ich erkläre und be- teure der Welt und Nachwelt, daß ich die falsche Klugheit, die sich der Gefahr entziehen will, für das Verderblichste halte, was Furcht und Angst einflößen können; ... daß ich mich rein fühle von jeder Selbstsucht, daß ich jeden Gedanken und jedes Gefühl in mir vor allen meinen Mitbürgern mit offener Stirne bekennen darf, daß ich mich nur zu glücklich fühlen würde, einst in dem herrlichen Kampfe um Freiheit und Würde des Vaterlandes einen glorreichen Untergang zu finden!“

Es steht außer Zweifel, daß diese Worte mit ihrem hohen Ethos ernst gemeint waren und eine Gesinnung bekunden, der heldenhafte Entschlüsse und Taten entsprangen. Ein Vergleich mit unserer heutigen Lage bringt uns klar zum Bewußtsein, daß wir seit der Zeit der Freiheitskriege an nationalen und moralischen Werten viel verloren haben. Trotzdem gibt es für uns kein einfaches Zurück; denn die innere und äußere Welt hat sich inzwischen gewandelt.

Zwei Weltkriege mit ihren ungeheuren Verwüstungen materieller und geistiger Art haben in eindringlichster Weise bewiesen, daß „die Theorie vom Kriege als geeignetem und angebrachtem Mittel, internationale Streitigkeiten zu regeln, von nun an überholt ist“.² Der Krieg macht die Menschen arm und unglücklich; er löst die Konflikte nicht, sondern vermehrt und verschärft sie. Auch alle Versuche, durch vertragliche Bestimmungen den Krieg menschlicher zu gestalten, die Kriegsführung zu mildern und die Kampfweise zu beschränken, sind bei den jetzigen Waffen und der Totalität des modernen Krieges zur Aussichtslosigkeit verurteilt. Den Krieg humanisieren wollen, kann unter den gegenwärtigen Verhältnissen vernünftigerweise nichts anderes als seine gänzliche Abschaffung bedeuten. Daher geht heute die Sehnsucht und das Bestreben der gesitteten Menschheit dahin, auf den Krieg als Mittel der Politik zur Regelung internationaler Streitfragen überhaupt zu verzichten und ihn durch Ausgleichsverhandlungen und Schiedsgerichte zu ersetzen.³ Diese Friedensbestrebungen werden durch

² So Pius XII. in seiner Weihnachtsansprache 1944; AAS 1945, 19.

³ Vgl. meinen Aufsatz „Um Krieg und Frieden“ in dieser Zeitschrift, Bd. 149 (Februar 1952) S. 321—332.

das praktische Erleben, zumal des zweiten Weltkrieges, und die Erinnerung an die ausgestandenen Schrecken mächtig vorangetrieben. Die ganze Romantik des Krieges ist verfliegen und kann vor wachen Sinnen nicht standhalten; seine Brutalität hat ihm alle Weihe entrissen und läßt ihn als sinnlos und menschenunwürdig erscheinen.⁴

Dazu kommt, daß unter dem starken Einfluß der vorherrschenden Diesseitsgesinnung das Verhältnis von Individuum und Gemeinschaft sich wesentlich verschoben hat und in dem heutigen Lebensgefühl das Individuum die erste Stelle einnimmt. Dem modernen Menschen ist nichts mehr selbstverständlich als die Sorge um das eigene Ich und den eigenen Vorteil. Vor dem Opfer für die Gemeinschaft scheut er zurück; durch viele üble Enttäuschungen gewitzigt, argwöhnt er in jedem Appell an seine Vaterlandsliebe einen listigen Betrug, um ihn unter schönklingenden Worten zum Objekt fremden Eigennutzes zu mißbrauchen. So ist die innere Bindung an Volk und Staat gelockert, wenn nicht geschwunden, und das Volk in Gefahr, in Interessenhaufen zu zerfallen. Diese Entwicklung, die sich seit langem vorbereitete, hat dann der Nationalsozialismus gewaltig verstärkt. Denn das ist doch wohl seine ärgste Sünde an der Nation gewesen, daß er alle die heiligen Begriffe von Vaterland und Volksgemeinschaft, Hingabe und Treue durch die großmäulige Reklame von Minderwertigen in die Niederungen und den Schwindel eines wüsten Jahrmarkts und endlich in den unsagbaren Jammer einer abgrundtiefen Katastrophe herabgeschwätzt hat. Was konnte da von dem Glorienglanz des „Deutschland hoch in Ehren“ noch übrigbleiben?

Endlich haben große weltgeschichtliche Vorgänge die Enge des alten Patriotismus mit seinem kriegerischen Gepräge gesprengt und neuen Idealen Platz gemacht. Der Blick in die Weite dämpfte den nationalen Stolz und die ihm meist folgende nationale Überheblichkeit, die ja in der Unwissenheit ihre Hauptquelle hat. Die kritisch vergleichende Geschichtsforschung hat immer mehr dargetan, daß jedes Volk seine Fähigkeiten und Leistungen, aber auch seine materiellen, geistigen und moralischen Schranken hat und daß die Geschichte jedes Volkes neben Lichtseiten auch dunkle Schatten aufweist. Die Leichtigkeit des Verkehrs, der rege, schnelle Austausch der Gedanken, Nachrichten, Erfindungen und geistigen Bestrebungen sowie die über die ganze Welt reichenden wirtschaftlichen Verflechtungen rücken die Menschen im Geben und Nehmen näher aneinander und gewöhnen sie, über die Grenzen ihres Landes hinauszuschauen und das eigene Volk nur als Glied der großen Völkergemeinschaft zu sehen. Wer sich heute in die Enge eines Nationalstaates einschließen will, verschläßt

⁴ Die von der „Amerikanischen Informationsstelle“ in München herausgegebene Zeitschrift „Heute“ (1946 Nr. 6) berichtete folgenden Ausspruch Eisenhowers: „Ich hasse den Krieg so, wie ihn nur ein Soldat hassen kann, der ihn selbst durchgemacht hat, wie jemand, der den Krieg in seiner ganzen Brutalität, seiner Sinnlosigkeit und Dummheit selbst erlebt hat.“

seine Zeit und scheint rückständig vor seiner eigentlichen Aufgabe zu flüchten.

Die Menschheit erwacht in unseren Tagen zum Bewußtsein ihrer Einheit. Was hier vor sich geht, ist eine geistige Entwicklung, deren Früchte freilich nur langsam reifen; denn es handelt sich vorerst um bedeutsame Anfänge, die gegenüber dem sich vordrängenden Egoismus und der weitverbreiteten Not noch wenig tragfähig sind. Der Übergang von der Enge in die Weite ist wie überall auch hier mit vielen Schwierigkeiten und Rückfällen verbunden; aber die Grundströmung ist unverkennbar. Die Völker wollen in Ruhe und Frieden leben; sie hegen, wenn sie nicht mutwillig verhetzt werden, keinen Haß gegeneinander und lehnen die Vorstellung von nationalen Erbfeindschaften als verderblich und veraltet ab. Daraus ergibt sich eine gewisse Entwertung der politischen Grenzen. Wie diese gezogen sind, ist nicht so wichtig, als daß jedes Volk oder jeder Volksteil entsprechend seiner Eigenart sich in Freiheit und Gerechtigkeit entfalten kann. Die Unbekümmertheit, mit der so viele auch ohne Not aus äußerem Anlaß ihre Nationalität ändern, verrät deutlich, daß die Vaterländer heute leicht auswechselbar geworden sind. Ein Krieg vollends um Länderstriche oder aus Prestigegründen käme einem hellen Wahnsinn gleich. Auf das ferne Ziel der Völkergemeinschaft gesehen, erscheinen Nationalidee und weltbürgerliche Gesinnung nicht als Gegensätze, sondern als notwendige Ergänzungen. Die Liebe zum eigenen Volk soll bleiben, aber geläutert, umfassen und überhöht vom Menschheitsgedanken. Der Krieg ist in dieser Entwicklung ein störender Fremdkörper, ein Vernichter und Widersacher alles dessen, wonach die Menschen und die Völker in tiefster Seele verlangen.

Es sind also starke Gegenkräfte am Werke, die dem Krieg den Boden entziehen und die ganze frühere Vorstellungswelt von Notwendigkeit und Nützlichkeit des Krieges aus den Angeln heben. Diese Kräfte, die im Grunde von der Zustimmung und Hoffnung der gesamten Menschheit getragen werden, wenden sich nicht nur gegen diesen oder jenen Krieg, sondern gegen den Krieg überhaupt. Ja, es ist, als wären die Völker auf dem geradesten Weg zu einem dauerhaften, gesicherten Frieden und das Wort des Propheten (Is. 2, 4) würde sich an ihnen erfüllen können: „Sie werden ihre Schwerter in Pflugscharen und ihre Lanzen in Sicheln umschmieden; kein Volk wird wider das andere zum Schwerte greifen und sie werden nicht mehr zum Kriege rüsten.“

Wie aber kommt es, daß die Wirklichkeit unserer Tage ein ganz anderes Bild zeigt? Trotz allem, was Philosophen, Theologen, Pazifisten und Menschenfreunde aller Art über die Furchtbarkeit und den Wahnsinn des modernen Krieges gesagt und geschrieben haben, trotz der Friedenssehnsucht aller Völker geht die Weltgeschichte ehern und unerbittlich ihren gewohnten Gang weiter; sie richtet sich immer noch nach dem alten Spruch, der so oft getrogen hat: „Si vis pacem, para bellum!“ (Wer Frieden will, rüste zum Kriege!) Die Welt starrt von Waffen und statt der Abrüstung ist die

Losung Aufrüstung bis zur Erschöpfung des Volksvermögens. Während die Menschen den Krieg von Herzensgrund verabscheuen und vor ihm zittern, gibt es auf dem weiten Erdenrund ungezählte Millionen, die in der Aufgabe, einen Krieg führen zu können, ihren Lebensberuf sehen oder als Soldaten für den Ernstfall des Krieges unter härtesten Anstrengungen eingeübt werden. Eine hochentwickelte Industrie und die findigsten Köpfe sind allüberall bemüht, die Waffen zu „vervollkommen“, das heißt ihre zerstörerische Wirkung zu steigern und die Schrecken eines künftigen Krieges zu vermehren; ja jede neue Erfindung in der Kunst der Vernichtung wird als ausgezeichneter Dienst am Vaterland gepriesen und mit hohen Ehren belohnt. So befindet sich die heutige Menschheit in einer seltsam zwiespältigen und widerspruchsvollen Lage zwischen tiefster Friedenssehnsucht und fieberhafter Kriegsvorbereitung. Was aber den Gipfel der Verwirrung und Ratlosigkeit ausmacht — es bietet sich *unter den gegebenen Verhältnissen* kein Ausweg, der aus dem Labyrinth sicher herausführt und den Alpdruck von den Seelen nehmen könnte. Weil wirksame, erzwingbare Vereinbarungen zur Rüstungskontrolle fehlen und nicht zu erreichen sind, sehen die politischen Mächte keine andere Möglichkeit, sich gegen einen Angriff zu schützen, als die Verstärkung ihrer Rüstungen. Daher sind auch die weisensten und friedliebendsten Staatsmänner gezwungen, in einer verstörten oder geradezu verrückt gewordenen Welt so wie bisher weiterzumachen, ohne zu wissen, wo der Wettlauf der Rüstungen einmal enden wird.

Die Hauptursache dieses rätselhaften und qualvollen Zustandes liegt darin, daß die Menschen zwar aus Furcht vor dem drohenden Unheil des Krieges den Wunsch nach Frieden haben, aber in ihrer großen Mehrheit nicht auf der sittlichen Höhe stehen, um die notwendigen Opfer für den Frieden zu bringen. Die Grundbedingung des Friedens aber ist diese: Will ein Volk für sich selbst Freiheit und Sicherheit, dann muß es bereit und entschlossen sein, alle anderen Völker an diesen Gütern teilnehmen zu lassen. Das ist der unerläßliche Preis, den jedes Volk für den Weltfrieden zu zahlen hat. Hier fällt die Entscheidung, ob der Wille zum Frieden ernst ist. Wenn die Menschen und Völker nicht ichbesessen, herrschsüchtig und maßlos, sondern verständig, aufrichtig, verträglich und geduldig wären, dann ließen sich alle ihre Gegensätze in einer gerechten (wiewohl nicht idealen) Weise friedlich ausgleichen. Aber diese Voraussetzung ist eben in der Wirklichkeit *nicht* erfüllt. Freilich hat Cicero (De Officiis 1, 11) gesagt, es gebe zwei Arten zu kämpfen, durch Verhandlungen oder durch Gewalt; die erstere eigne den Menschen, die letztere den Tieren. Aber viele Menschen ziehen leider trotz ihres Verstandes die tierische Methode vor. Daher kommt es, daß die Gründe der Vernunft so ohnmächtig sind und nicht verfangen. Die Menschen und die Völker lassen sich, statt der ruhigen Einsicht zu folgen, nur zu oft von ihren Leidenschaften oder einem Wahn hinreißen; sie handeln dann genau so unsinnig wie eine rasende Menge, die in einer Zeit der Hungersnot die Bäckerläden stürmt und in Brand steckt. Die Folge ist, daß

Gitter und Zäune gegen den Ausbruch der Wildheit errichtet werden müssen. Wenn im Völkerleben Gitter und Zäune nicht mehr halten, dann tritt der Krieg seine blutige Herrschaft an.

Zu dem Widerstreit der zügellosen Egoisten als allgemeiner Ursache der Kriege gesellt sich nun in unseren Tagen der tiefgehende weltanschauliche Gegensatz, der als Ost-West-Konflikt die ganze Welt in angstvoller Spannung hält und die Gefahr eines dritten Weltkriegs mit sich bringt.⁵ Nicht ohne vielfältige Schuld des nationalsozialistischen Deutschlands und seiner westlichen Gegner hat sich im bolschewistischen Rußland eine riesige Macht erhoben, die sich den Anschein der Unwiderstehlichkeit gibt und mit List und Gewalt die ganze Menschheit Schritt für Schritt dem kommunistischen System unterwerfen will. Dieses System, das weder Gottes- noch Menschenrechte anerkennt und zur Erreichung seiner Zwecke vor keinem Rechtsbruch und keinem Verbrechen zurückschreckt, will alles vernichten, was freien, aufrechten Menschen und zumal der Christenheit teuer und heilig ist. Taktische Zugeständnisse und beruhigende Zusicherungen dürfen über das Endziel, das den Untergang des Abendlandes bedeutet, nicht hinwegtäuschen. Was bisher geschehen ist und was andauernd geschieht, genügt überreich und läßt keinen Zweifel darüber, was zu erwarten ist, wenn der vordringenden Macht des Bolschewismus kein Einhalt geboten wird. Die furchtbaren Leiden der vielen Millionen, die hinter dem Eisernen Vorhang die „Segnungen“ des Bolschewismus am eigenen Leibe erfahren haben, sind unwiderlegliche Beweise für das, was dort vor sich geht. Die Bedrückungen und Erniedrigungen haben ein solches Maß erreicht, daß viele der Entrechteten und Versklavten den Krieg als Erlösung aus einer unerträglichen Qual herbeisehnen, indem sie das — allerdings von der Ungeduld oft mißdeutete und mißbrauchte — Wort wiederholen: „Lieber ein Ende mit Schrecken als ein Schrecken ohne Ende!“ Das bolschewistische Rußland (nicht das russische Volk) ist zu einem Inbegriff geworden von Angst und Not, Bspitzelung und Rechtlosigkeit, Zwangsarbeit und Hungereleid, Verhaftung und Verschleppung, Folter und Galgen unter der Willkürherrschaft einer winzigen Minderheit, die sich an kein Gesetz gebunden hält.

Angesichts dieser Entwicklung, die eine überall und jederzeit gewärtige Bedrohung der Freiheit einschließt, ergibt sich für die vom sowjetischen Joch noch unabhängigen Völker die gebieterische Pflicht, ihre wirkliche Lage ganz nüchtern zu erkennen und daraus die notwendigen Schlußfolgerungen zu ziehen. Wer nicht mit verbundenen Augen in sein Verderben rennen will, muß die Dinge und die Menschen nehmen, wie sie sind, nicht wie sie sein könnten oder gewünscht werden.⁶ Er darf sich auch nicht in die

⁵ Wie es zu dieser unglückseligen und verworrenen Lage gekommen ist und welche Aufgaben sie einschließt, darüber vgl. meinen Aufsatz „Die Verteidigung Europas“ in dieser Zeitschrift, Bd. 150 (Mai 1952) S. 81—95.

⁶ So würde es zum Beispiel völlige Weltfremdheit und Wertblindheit bedeuten, wollte man behaupten, Europa sei heute einerseits vom amerikanischen, andererseits vom russischen System bedroht und beide Systeme seien gleichwertig oder gleichunwertig. Diese Behauptung, der man in der Presse und in der Propaganda oft begegnet, gehört zu der Taktik der

Theorie flüchten und mit Phantasiegebilden trösten, wenn klare, harte Entscheidung gefordert wird. Da alle freien Völker von der Gefahr aus dem Osten bedroht werden, aber vereinzelt zu deren Abwehr nicht fähig sind, so müssen sie sich zusammenschließen, um mit vereinten Kräften ihre Freiheit zu verteidigen, und zwar mit den Mitteln, die dem Gegner angepaßt sind. Es hat keinen Sinn, auf Verhandlungen zu vertrauen, wenn der andere nur nach der Zahl der Divisionen fragt. Freilich ist der Gedanke, notfalls Gewalt mit Gewalt abwehren zu müssen, für jeden Freund des Friedens und vor allem im Lichte des Christentums gewiß nicht erhebend, aber alles, selbst das furchtbarste Unrecht rein passiv dulden und einem rohen, verbrecherischen Angreifer von vornherein die Sicherheit gewähren, daß er von den Überfallenen keinerlei gewaltsamen Widerstand zu gewärtigen hat, ist gegen die Vernunft und gegen die Pflicht der staatlichen Obrigkeit, der in erster Linie der Rechtsschutz für das ihr anvertraute Volk obliegt (vgl. Röm 13,4). Da die Freiheit ein hohes, aber auch sehr gefährdetes Gut ist, muß sie in steter Wachsamkeit gegen ihre Feinde verteidigt werden. Das ist allerdings in unseren Tagen ein höchst unbefriedigender und besorgniserregender Zustand, jedoch eine Notlösung, um dem Äußersten zu entgehen.

Die gegenwärtige gespannte Lage zeigt den freien Völkern nicht nur, was sie in ihren wirtschaftlichen, politischen und militärischen Maßnahmen zu tun haben, sondern auch, wie sie innerlich inmitten einer Welt voller Gefahren gesinnt sein müssen. Bei aller Liebe zum Frieden dürfen sie den Wehrwillen nicht aufgeben. Wenn freie, kultivierte Völker den Wehrwillen verlieren, dann ist ihre Uhr abgelaufen und es schlägt die Stunde der „Barbaren“, die durch ihre naturhafte Wildheit, durch aufgehetzten Fanatismus oder die Peitsche ihrer Sklavenhalter in den Kampf getrieben werden. Das ist bisher die Erfahrung der menschlichen Geschichte und es liegen keine Anzeichen vor, daß dies in absehbarer Zeit wesentlich anders werden sollte. Der „Friede um jeden Preis“ kann also nicht die Losung freier Völker sein. Mit Recht hat Pius XII. in seiner Weihnachtsbotschaft 1948 betont, daß diese verfängliche Formel die Sicherheit dessen ermutigt, der den Angriff vorbereitet.⁷ Der „Friede um jeden Preis“ würde bald den Preis der Freiheit fordern und ihren Untergang herbeiführen. Wenn es in einem Volke keine Männer mehr gibt, die für die Freiheit zu sterben bereit sind, wird die Freiheit selbst sterben. Daher müssen die freien Völker wissen, daß es Dinge gibt, die noch ärger und noch mehr zu fürchten sind als selbst die Atom-

Vernebelung, mit der viele aus naiver Unkenntnis oder im Solde Moskaus die bolschewistische Gefahr zu verharmlosen suchen. Namentlich vor dem krypto-kommunistischen Schrifttum, das sich oft auch sehr christlich gibt, kann nicht genug gewarnt werden. Um den wesentlichen Unterschied zwischen dem amerikanischen und dem russischen System zu erkennen, genügt ein Spaziergang durch den West- und Ostsektor von Berlin.

⁷ AAS 1949, 11. In diesem Sinne sagte der englische Feldmarschall Montgomery in seiner Rede in Zürich am 21. Februar 1949: „Die Völker sind sich selten bewußt, daß auf der Seite der Stärke der Schlüssel zum Frieden liegt und das Geld, das für Verteidigungsmittel im Frieden ausgegeben wurde, eine Prämie für nationale Versicherung gegen Krieg darstellt“ („Basler Nachrichten“ Nr. 80 v. 22. 2. 1949).

bombe. Daß wir im Kriege sterben, ist nicht so schlimm, als daß wir zu Sklaven werden und die Ungerechtigkeit in der Welt triumphiert.⁸

Es scheint, daß es kleinen, tüchtigen Völkern leichter gelingt, diese zwei Haltungen: entschlossene Friedensliebe ohne Herausforderung oder Kriegsbegeisterung und entschlossenen Wehrwillen gegen jeden Angreifer in völligen Einklang zu bringen. Als Beispiel und Vorbild mag die Schweiz dienen, die trotz ihrer strengen politischen Neutralität in der militärischen Abwehrbereitschaft den besten Bürgen für die Erhaltung des Friedens sieht und für die Kriegstüchtigkeit ihrer Armee die größten Anstrengungen macht, aber auch erzieherisch in den Herzen der Eidgenossen die Liebe und Hochschätzung der Freiheit bewußt pflegt.

Der amerikanische Oberst *S. L. A. Marshall*, der in amtlichem Auftrag das Verhalten der amerikanischen Soldaten im Gefecht kritisch untersuchte, faßt in seiner bedeutsamen Schrift „Soldaten im Feuer“ (Frauenfeld 1951) zum Schluß seine Kriegserfahrungen in das Urteil zusammen, „daß Mut die wirklich treibende Kraft im menschlichen Leben ist und daß hinter jeder wichtigen Unternehmung ein Mann steht, der das wagt, wovor andere sich fürchten ... Der Mann, der für sein Land zu kämpfen gewillt ist, ist schließlich sein Hüter ... Und so kommen wir zur letzten und größten Erkenntnis, daß nämlich nationale Stärke einzig und allein in den Herzen und in der Gesinnung der Menschen liegt.“

Die kollektive Verteidigung, zu der die freien Völker der Erde durch ihre gemeinsame Bedrohung aufgerufen sind, verbindet Friedensliebe und Wehrwille; sie ist freilich eine kostspielige Sache und stellt hohe Anforderungen an Geduld und Ausdauer, aber sie ist geeignet, die lähmende Sorge vor dem Ausbruch des dritten Weltkrieges zu bannen oder doch zu mindern. In diese Richtung zielte schon Weihnachten 1944 gegen Ende des Krieges, als die heutige politische Lage noch nicht gegeben war, der Rat unseres Heiligen Vaters (AAS 1945, 19): „Wenn sich zur Erkenntnis der Unsittlichkeit (des Angriffskrieges) die drohende Gefahr eines gerichtlichen Einspruchs der Nationen und einer Strafe gesellt, die dem Angreifer vom Bund der Völker auferlegt wird, so daß der Krieg sich ständig unter dem Druck der Ächtung und immer von vorbeugenden Maßnahmen überwacht fühlt, dann kann die Menschheit, die aus der dunklen Nacht hervorgeht, in die sie so lange versenkt war, die Morgenröte eines neuen und besseren Zeitalters ihrer Geschichte begrüßen.“

Die Schrecken des modernen Krieges und der Abscheu vor seiner entsetzlichen Brutalität haben in neuester Zeit die alte Frage ganz besonders

⁸ *Augustinus* (De civ. Dei 4, 4; ML 41,115) hat gesagt, daß die Staaten ohne Gerechtigkeit zu großen Räuberbanden herabsinken, und *Kant*, (Rechtslehre II, 1 § 49 E; Akad.-Ausg. VI 332) hat sich zu der Überzeugung bekannt: „Wenn die Gerechtigkeit untergeht, so hat es keinen Wert mehr, daß Menschen auf Erden leben.“ *Churchill* sagte in seiner Kriegsrede vom Mai 1940: „We would rather see London in ruins and ashes than it should be tamely and abjectly enslaved“ (Wir würden London lieber in Ruinen und Asche sehen als feige und schmachlich versklavt). Vgl. 1 Makk. 3,59.

verschärft, ob es nicht für Menschen von Wissen und Gewissen ein Recht und auch eine Pflicht der Kriegsdienstverweigerung geben kann. Diese Frage hat namentlich in der westdeutschen Republik viele Zungen und Federn in Bewegung gesetzt, seitdem das Bonner Grundgesetz vom 23. Mai 1949 in seinem Artikel 4 Abs. 3 bestimmt hat: „Niemand darf gegen sein Gewissen zum Kriegsdienst mit der Waffe gezwungen werden. Das Nähere regelt ein Bundesgesetz.“ Aber damit ist, wie die bisherigen Erörterungen deutlich gezeigt haben, das letzte Wort keineswegs gesprochen. Der Artikel 4 Abs. 3 entstammt der pazifistischen Stimmung, die in Deutschland unmittelbar nach dem Zusammenbruch herrschte. Damals glaubten viele Deutsche in ihrer politischen Kurzsichtigkeit, daß ihnen die Last der Gewehre für alle Ewigkeit abgenommen sei und eine etwa notwendig werdende Verteidigung ausschließlich den Amerikanern getrost überlassen werden könne. Die Zeitverhältnisse haben sich in wenigen Jahren gründlichst geändert. Ein Staat, der sich selbst behaupten will, kann seine eigene Verteidigung ebensowenig in das Belieben seiner Bürger stellen wie die Pflicht zum Steuerzahlen. Und so anerkennenswert an sich die Rücksicht auf das persönliche Gewissen ist, so kann doch nicht geleugnet werden, daß es für irdische Augen sehr schwer ist, den Kriegsdienstverweigerer aus Gewissensgründen und den aus Feigheit oder Eigennutz zu unterscheiden. Daher ist es nicht verwunderlich und ein offenes Geheimnis, daß der Artikel 4 Abs. 3 für den Gesetzgeber längst zu einer Verlegenheit geworden ist.⁹ Das angekündigte Bundesgesetz ist denn auch bisher nicht erschienen und wird wohl noch lange auf sich warten lassen.

Daß es Menschen geben kann und Menschen gibt, die aus subjektiv ehrenwerten Gründen den Kriegsdienst verweigern, ist unbestritten. Hierhin gehören zum Beispiel die Anhänger mancher christlichen Sekten, die jeden Kriegsdienst als unsittlich und dem göttlichen Gebot widerstreitend ablehnen. Es ist Sache staatsmännischer Weisheit, ob und inwieweit der Gesetzgeber auf ihre Gewissensbedenken Rücksicht nehmen soll. Es kann aber, zumal in unseren Tagen, auch der Fall eintreten, daß der einzelne — auch ohne grundsätzliche Leugnung der Dienstpflicht — eben *den* Krieg, zu dem er aufgefordert wird, klar als ungerecht erkennt und deshalb seine Mitwirkung versagt. Es ist an sich zu begrüßen, daß die Staatsbürger über die Gerechtigkeit des jeweiligen Krieges nachdenken und nicht mehr, wie in der Zeit der Kabinettkriege, die Entscheidung über Krieg und Frieden einer hoch über ihnen schwebenden Regierung anheimgeben. Zu dieser Sachlage habe ich in dieser Zeitschrift (November 1949, S. 107) geschrieben: „Die oft geäußerte Ansicht, daß der Soldat auch dann Heeresdienst leisten dürfe und müsse, wenn er den Krieg ganz klar als ungerecht erkennt, kann kein Moralist vertreten, ohne an seiner Wissenschaft zum Verräter zu werden.“

⁹ Daraus ergibt sich die Lehre, daß Unklarheiten und sonstige Nachteile nicht ausbleiben können, wenn Verfassungen in dem flackernden Schein eines verlorenen Krieges und unter dem Einfluß von vorübergehenden Zeitströmungen niedergeschrieben werden.

Sicherem Vernehmen nach haben einige wenige im Hitlerkrieg den Heeresdienst verweigert, weil sie von der Ungerechtigkeit des Krieges fest überzeugt waren, und sind deshalb erschossen worden. Sie sind nicht als Verblendete anzusehen, sondern als wahre Martyrer ihres Gewissens; sie sind größere Helden als die Soldaten, die im Kampf gefallen sind, wenn auch ihr Andenken von tiefem Schweigen bedeckt ist.“ Die Frage der Kriegsdienstverweigerung ist also keineswegs eine rein theoretische Angelegenheit; sie hat ihre harten Auswirkungen in der unmittelbaren Wirklichkeit und muß darum grundsätzlich und praktisch reiflichst durchdacht werden.¹⁰

Die Erwartung dagegen, daß eine rege Agitation für Kriegsdienstverweigerung ein geeignetes und tatkräftiges Mittel sei, um in Zukunft die Geißel des Krieges fernzuhalten, scheint wenig begründet zu sein. Zunächst ist zu beachten, daß diese Frage in den heute entscheidenden Ländern außerhalb jeder Diskussion steht: in Amerika, weil dort die Notwendigkeit des entschlossenen Widerstandes — wenn nötig mit Waffengewalt — gegen einen Angriff die allgemeine, als selbstverständlich geltende Überzeugung von Regierung und Volk ist; im russischen Herrschaftsbereich, weil es dort keine freie Meinungsäußerung gibt und selbst die bloße Erörterung einer Kriegsdienstverweigerung durch den Terror des totalitären Systems ausgeschlossen ist.

Ganz abgesehen von der ungeheuren Schwierigkeit, im Kriege einen Widerstand gegen den Krieg zu organisieren, wirkt die ganze geistige Umwelt im Ernstfall gegen die Kriegsdienstverweigerer. Mit dem Ausbruch eines Krieges und dem damit verbundenen Einsatz einer aufdringlichen Kriegspropaganda ist ein solcher Aufruhr der Geister gegeben, daß selbst die weisesten Menschen Mühe haben, einen klaren Kopf zu bewahren, und für so zarte Dinge wie Gewissensbedenken wenig Zeit und Verständnis bleibt. Jeder, der da nicht mit dem großen Haufen marschiert, wird sich bald allein auf weiter Flur finden und muß fürchten, als Drückeberger, Feigling oder Landesverräter verschrien und so oder so „erledigt“ zu werden. Und gerade das Volk, das zur Schlachtbank geführt wird, wird die lautesten Schreier stellen.¹¹

Wie die Verhältnisse jetzt und für absehbare Zeit liegen, werden die Kriegsdienstverweigerer immer nur eine kleine Minderheit bilden. Aber ihr Beispiel und ihr Martyrium, wenn es von edlen Beweggründen beseelt

¹⁰ Die Frage der Kriegsdienstverweigerung behandelt ausführlich *Pierre Lorson S.J.* in seiner Schrift „Wehrpflicht und christliches Gewissen“ (234 S., Frankfurt a. M. 1952, Verlag Josef Knecht, Kart. DM 5,80). Er tritt für weitgehende Rücksicht auf jene ein, die den Kriegsdienst aus Gewissensgründen ablehnen. Seine Schrift zeigt aber dem bedacht-samen Leser auch, mit wievielen Zweifeln und Bedenken die ganze Frage belastet ist. Vgl. auch Herder-Korrespondenz, Dezember 1949, S. 131—133 und August 1950, S. 509—513.

¹¹ *Karl Barth* bemerkt mit Recht, „daß eigentlich bei jedem Kriegsausbruch gerade die Massen mitzugehen und daß dann auch die klarsten Worte gegen den Krieg, auch die schmerzlichsten Erinnerungen an frühere Kriege so merkwürdig schal und kraftlos zu werden pflegen“ (Die kirchliche Dogmatik III 4, [Zollikon-Zürich 1951] S. 525). Auf die abgewogenen und freimütigen Ausführungen Karl Barths über die moralische Beurteilung des Krieges und der Kriegsfragen (a. a. O., S. 515—538) sei ausdrücklich hingewiesen.

wird, ist geeignet, die Gewissen der anderen aufzurütteln und daran zu erinnern, daß der Krieg ein furchtbares Verderben ist und daher abgeschafft werden sollte. Die Erkenntnis hinwiederum, daß der Krieg etwas ist, was nicht sein sollte, ist und bleibt ein starker Antrieb, ihn endlich auch tatsächlich abzuschaffen.

Der große Moltke, der nicht nur ein Feldherr, sondern auch ein Philosoph war, hat sich noch im hohen Alter über Sinn und Vermeidbarkeit des Krieges Gedanken gemacht. Zwei seiner Äußerungen, die zeitlich nahe beieinander liegen, verraten deutlich, wie schwer es ihm selbst geworden ist, eine einfache, klare Stellungnahme zu finden. Am 11. Dezember 1880 schrieb er in einem Briefe die oft zitierten Sätze: „Der ewige Friede ist ein Traum, und nicht einmal ein schöner, und der Krieg ein Glied in Gottes Weltordnung. In ihm entfalten sich die edelsten Tugenden des Menschen, Mut und Entsagung, Pflichttreue und Opferwilligkeit mit Einsetzung des Lebens. Ohne den Krieg würde die Welt im Materialismus versumpfen.“ Aber ganz anders als diese Worte, die man nach den Schrecken und Greueln zweier Weltkriege nur mit weher Seele lesen kann, lautet sein Urteil in einem Brief vom März 1879. Dort heißt es: „Glücklichere Verhältnisse können erst eintreten, wenn alle Völker zu der Erkenntnis gelangen, daß jeder Krieg, auch der siegreiche, ein nationales Unglück ist. Diese Überzeugung . . . kann nur aus einer bessern religiösen und sittlichen Erziehung der Völker hervorgehen, eine Frucht von Jahrhunderten weltgeschichtlicher Entwicklung.“¹²

Die heutigen Menschen ängstigen sich zwar sehr vor dem Krieg, aber sie bemühen sich recht wenig um die bessere religiöse und sittliche Erziehung, die ihn wirklich fernhalten könnte. Vor allem aber geschieht immer noch viel zu wenig, die sozialen Verhältnisse so zu gestalten, daß der Krieg den Notleidenden und Unterdrückten nicht als Erlösung erscheinen kann, sondern gegenstandslos und überflüssig wird. So wird sich wohl auch in Zukunft die alte Erfahrung bestätigen, daß die Kriege mit ihrem entsetzlichen Elend als ein Strafgericht über die Völker hereinbrechen oder ihnen drohen, weil sie alles andere eher suchen als das Reich Gottes und seine Gerechtigkeit. Bessere Zeiten können nur kommen, wenn die Menschen besser werden; denn, wie Augustinus (Serm. 80, 8; ML 38, 498) gesagt hat, *wir sind die Zeiten*.

¹² Moltke, Gesammelte Schriften V (Berlin 1892) S. 194 und 193; vgl. ebd. III 1: „Im Interesse der Menschheit ist zu hoffen, daß die Kriege seltener werden, wie sie furchtbarer geworden sind.“